Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Der Ruf Gottes an die Menschen.

Im Evangelium des zweiten Sonntags nach Pfingsten erzählt uns der Evangelist Lukas das Gleichnis des Herrn vom großen Gastmahl. Das Mahl war bereitet, und noch einmal ließ der Gastgeber den Geladenen sagen: „Kommet, alles steht bereit.“ Und während er in froher Erwartung der Gäste harrte, fingen diese nacheinander an, sich zu entschuldigen.

Christus hat einmal gesagt, er rede in Gleichnissen, um von seinen Zuhörern besser verstanden zu werden. Aus demselben Grunde wählte er den Inhalt seiner Gleichnisse aus dem praktischen Leben der Menschen. So konnte er ewige Wahrheiten in Bilder kleiden, die unmittelbar zu ihnen sprachen, weil sie aus ihrem eigenen Leben herausgegriffen waren und wie ein Spiegel ihr eigenes Leben wiedergaben. Die Wirkung war also eine doppelte. Die Zuhörer erkannten in den Gleichnissen die ewige Wahrheit und erkannten gleichzeitig, wieweit ihr eigenes Leben mit dieser Wahrheit in Einklang stand. Die Wahrheit Christi ist aber unveränderlich, und das Leben der Menschen bleibt sich als Auswirkung ihrer Natur in allen wesentlichen Punkten gleich. Darin liegt der Grund für den unvergänglichen und für alle Menschen und Zeiten lebenswahren Wert dieser Gleichnisse.

So wirkt auch das Gleichnis vom großen Gastmahl lebensfrisch und unmittelbar auf uns, als wäre es eigens für uns geschrieben. Es erzählt uns von dem Rufe Gottes an die Menschen und wie die Menschen sich zu diesem Rufe stellen, und dadurch wird es zu einer Mahnung und Warnung, zu einem Weckruf, der an die Seele jedes Menschen pocht, der „Ohren hat zu hören“. Der Ruf Gottes an die Menschen, so unendlich mannigfaltig er ist, ist doch im Grunde immer derselbe. Er ist der Ruf des liebevollen Vaters, der Ruf des guten Hirten, der Ruf des lebenspendenden und lebenerneuernden heiligen Geistes. Der Ruf klingt beseligend in jede Seele, die sich ihm in heiliger Bereitschaft öffnet: „Rede, Herr, dein Diener hört“. Er tönt in jedes Gewissen, das sich ihm verschließt im Geiste des Widersachers von Anbeginn: „Non serviam — ich will nicht dienen“. Er kommt, wie beim Propheten des alten Bundes, im sanften Säuseln des Windes und im Brausen des Sturmes. Er kommt unzählige Male im Leben jedes einzelnen Menschen. Jede Kirche, jede Predigt, jedes gute Buch, jedes gute Wort aus Vater- und Muttermunde, jedes Aufwallen reiner Gefühle und seelischer Erkenntnisse in den heiligen Stunden des Lebens, jede reine Freude und ideale Begeisterung, jede Krankheit, jede Not, jedes Leid, ja das Grab selbst, vor dem wir nachdenklich stehen — all das und tausend andere Dinge im Leben sind der Ruf Gottes an den Menschen: „Kommet, alles steht bereit.“

Wie dringend, wie liebevoll ist der Ruf Gottes. Christus selbst hat ihn ja in Worte gefaßt, wie sie gleich schön und wahr niemals sonst gesprochen worden sind: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Aber er hat auch die Menschen in ihrer Schwachheit und Armseligkeit, in ihrer inneren Zerrissenheit und ihrem ewigen Liebäugeln mit den Dingen der Welt gekannt. Darum klingt durch sein Gleichnis ein Ton tiefer Wehmut. Das Mahl war mit liebevoller Sorgfalt bereitet. Nichts war gespart worden, um die Gäste reichlich zu bewirten. Feststimmung und frohe Erwartung herrschte im Hause. „Da fingen alle nacheinander an, sich zu entschuldigen.“ Es ist dieselbe herzzerreißende Wehmut, mit der der Heiland ein anderes Mal gesagt hat: „Wie oft habe ich deine Kinder um mich versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt. Du aber hast nicht gewollt.“

So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Der Ruf Gottes ergeht unentwegt an uns. Wir wissen es. Wir hören oder erkennen ihn. Aber viele, leider nur allzu viele, lassen ihn verklingen. Sie stören sich nicht daran. Sie stellen sich taub. Er ist ihnen unangenehm, weil er sie in ihrer Erdgebundenheit für das Hohe und Herrliche im göttlichen Rufe kein Ohr und kein Verständnis haben. Sie sind geistig träge und seelisch schwach, und es fehlt ihnen die zielbewußte Kraft des Willens, die Erdenschwere sieghaft zu überwinden. Und wenn der göttliche Hausvater seine Boten immer wieder zu den Geladenen sendet, und wenn der göttliche Ruf immer wieder mahnend, warnend, strafend in ihr Gewissen dringt, dann nehmen auch sie wie die Geladenen im Evangelium ihre Zuflucht zu Entschuldigungen. Sie sind unermüdlich und erfinderisch, sich vor sich selbst, vor den Menschen und vor Gott zu entschuldigen. Und je mehr sie sich des inneren Unwertes ihrer Gründe bewußt sind, desto großartiger und phrasenhafter werden sie in ihren Worten.

Und woher nehmen sie die Gründe? Genau wie im Gleichnis aus den Nichtigkeiten ihres Lebens. Sie haben es nicht nötig, dem Rufe zu folgen. Und doch tun sie tausend Dinge im Leben, die nicht nötig sind. Wer hätte es wohl nötiger als die, die glauben es nicht nötig zu haben? Sie haben Wichtigeres zu tun. Was gäbe es wohl Wichtigeres zu tun, als zu „wirken, solange es Tag ist?“ Sie denken nicht an die Stunde, in der alle irdischen Interessen unendlich klein werden und der Mensch am Tor der Ewigkeit nur mehr ein einziges Interesse hat. Sie müssen ihrer Familie leben. O, dann mögen sie doch ja ihre Seele dem göttlichen Ruf weit auftun, denn was sollte aus seiner Familie werden, in der das Leben nicht vom göttlichen Rufe geleitet wird? Sie haben keine Zeit. Sie haben reichlich Zeit für Theater, Konzerte, Zirkus und Kino. Sie haben Zeit für jegliche Lust der Welt, sie haben Zeit für Sünde und Laster. Sie haben Zeit für alles, nur für eines, für das eine Notwendige nicht. So „fangen alle nacheinander an, sich zu entschuldigen“, und alle betrügen sich selbst.

Und wir? Wohl auch uns hat Gott schon vergeblich gerufen. Haben auch wir uns schon mit solchen Entschuldigungen selbst betrogen? Vergessen wir das eine nicht: Wer sich auf diese Weise selbst betrüget, der kann sich gar leicht um eine ganze unendliche Ewigkeit betrügen.

Z.

Die Entscheidungsstunde für Mussolini

Zum Konflikt zwischen Faschismus und Vatikan.

Die letzten Tage brachten fast täglich Erklärungen von seiten der faschistischen Presse gegen den Vatikan. Nicht erst die große Mussolini-Rede im italienischen Parlament, die inhaltlich faschistische Ueberheblichkeit, formell (Mussolinis Geste der Erhebung der Papstbüste am Schluß seiner Rede) eine Huldigung an den Papst darstellte, war der eigentliche Auftakt dieser Auseinandersetzungen. Gleich nach dem feierlichen Abschluß der Verträge bekam der Duce die seit Jahren von ihm selbst gezüchteten antikatholischen Gefühlsäußerungen innerhalb seiner Parteianhänger zu spüren. Und es bedurfte des Aufgebots seiner Autorität, um wenigstens die ersten Wochen nach Abschluß des Aussöhnungsvertrages einigermaßen ungestört ablaufen zu lassen.

Daß die eigentliche geistige Auseinandersetzung zwischen Faschismus und katholischer Kirche nach dem Abschluß des Vertrages beginnen würde, darauf waren sowohl in Italien wie in der übrigen Welt die Einsichtigen vorbereitet. Nur war wohl der so überaus schnelle Ausbruch dieses gegenseitigen Ringens der geistigen Kräfte innerhalb des Faschismus von niemanden erwartet. Man bedenke, daß seit den Mussolini-Wahlen und den jetzigen alarmierenden Zeitungsartikeln der faschistischen Presse kaum vier Wochen verstrichen sind. Und es wird jetzt Monate, vielleicht Jahre dauern, bis geistig und moralisch innerhalb des heutigen Italiens jener Zustand herrscht, der dem feierlich im Konkordat zugesicherten katholischen Charakter des neuen Italiens entspricht. Unbesorgt können die heute beunruhigten Katholiken der ganzen Welt, vor allem die an der Lösung der Römischen Frage so stark interessierten Katholiken Deutschlands sein, was den Ausgang dieses vom Faschismus so leichtfertig vom Zaun gebrochenen Ringens betrifft. Die Lage des Vatikans ist freier und unabhängiger denn je. Eine innerliche oder auch nur äußerliche Bindung der katholischen Kirche — wie sie von nichtkatholischer Seite angedeutet wurde — gegenüber dem faschistischen Italien, wie sie in den letzten päpstlichen Ansprachen zum Ausdruck kommt, war niemals größer, als seit Abschluß der Verträge zwischen Quirinal und Vatikan, im Februar dieses Jahres. Wenn jetzt die seit Jahren fällige Auseinandersetzung zwischen Faschismus und Vatikan beginnt, so konnte hierfür von seiten **der Faschisten kaum ein für sie ungünstigerer Zeitpunkt gewählt werden** als der augenblicklichste, der die Kirche im Vollbesitz ihrer Unabhängigkeit und Freiheit weiß.

Die Sicherheit und Freiheit des Vatikans beruht nämlich nicht, wie die wilden überfaschistischen Blätter, wie der „Impero“, zu glauben scheinen, auf der Gnade der faschistischen Machthaber, sondern auf der Wachsamkeit der gesamten katholischen Welt. Bis heute haben die ultrafaschistischen Kreise die ungeheure Bedeutung dieser moralischen Macht noch nicht annähernd kennen gelernt. Mag sein, daß viele Faschisten heute noch nicht wissen, daß, wenn der begonnene Kampf weitergehen sollte, der Faschismus darin alles verlieren kann. Seit Abschluß der Verträge über den „Römischen Frieden“ ist der Faschismus nämlich eine Bindung eingegangen, die sein Schicksal endgültig macht: **und dieses Schicksal liegt in der loyalen Beachtung und Ausführung der Verträge mit dem Vatikan.**

Mussolini weiß dies, er ist sich keinen Augenblick im unklaren darüber geblieben, daß jeder, der mit dem Vatikan einen Vertrag von der Bedeutung des Vertrages vom Februar dieses Jahres abschließt, damit die Entscheidung über sein weiteres Leben und Gedeihen nicht mehr allein in

Für unsere Kleinen.

Mein Eintritt ins Handwerk.

Von Peter Rosegger.

„Für einen Bauer ist er zu schwächlich, wird halt ein Schneider werden müssen!“ Das war das Ergebnis der Beratung, die eines Abends über mich in der Stube des Waldbauern abgehalten wurde. Meine Mutter ging zu dem Geistlichen, Hilfe heischend, daß ich in die Studie kommen könnte. Der Herr Dechant aber sagte ihr: „Laß die Bäuerin das Weden! Wenn der Bub sonst keine Anzeichen hat für den Priester, als daß er schwach ist, so soll er was anderes werden.“ Nun, so ging denn meine Mutter vom Herrn Dechanten zum Schneidermeister; sie hätte einen Buben, der möchte Schneider werden. — Was ihn auf diesen Gedanken brächte? — Weil er halt so schwächlich wäre. Stand der Meister auf und sprach: „Ich will der Waldbäuerin nur sagen, daß der richtige Schneider ein ferngesunder Mensch sein muß, einmal das viele Sitzen, nachher zur Feierabendzeit das weite Gehen über Berg und Tal und das ganze Z'eug mitschleppen wie der Soldat seine Rüstung; hernach die unterschiedliche Kost: bei einem Bauern mager, bei einem andern feist, in einem Hause lauter Mehlspeisen, im andern wieder alles Fleisch, heut nichts als Erdäpfel und Grünzeug, morgen wieder alles Suppen und Brei. Und rede ich erst von den unterschiedlichen Leuten, mit denen man sich abgeben muß! Da eine brummige Bäuerin, der kein ordentlicher Zwirn fest ist, dort ein Bauer, der mit seinen närrischen Spässen den Handwerker erheitern und satt machen will. All die Leute soll der Schneider mit einem Maß messen. Und was die Hauptsache ist: Kopf muß einer haben! Was an einem krummen, buckligen, einseitigen Menschenkörper verbaut ist, das soll der Schneider wieder gutmachen. Der Schneider muß aber nicht allein den Körper seines Kunden, er muß auch sozusagen sein ganzes Wesen erfassen, um ihm ein Kleid zu geben, das paßt. Und ebenso muß er den Stoff kennen, von dem er den Anzug zu verfertigen hat. Manches Tuch dehnt sich, manches kriecht zusammen; dieses hält Farbe, das andere schießt ab. Wer das vorher nicht weiß, der macht ein Unding zusammen. Kurz, der Kleidermacher muß Menschen- und Weltkenner sein. Na, werde ihn mal anschauen, soll nächster Tage zum Alpenhofer kommen, dort wird er mich finden.“

So bin ich denn an einem hellen Morgen hingegangen. Lange stand ich auf dem Antrittstein der Haustür und dachte: Wie wird's sein, wenn ich wieder heraustrete? Als ich in die Stube trat, saß der Meister am Tisch und nähte. Ich blieb an der Türe stehen. Er zog die Nadel auf und nieder; nur die Wanduhr und mein Herz pochten. „Was willst du denn?“ fragte mich nach einer Weile der Meister. „Schneider werden möcht ich halt gern!“ antwortete ich zagend. „So setz dich her, nimm Nadel und Zwirn und nähe mir diesen Aermling zusammen.“ So tat ich — aber es ist leichter gesagt als getan. Da staken im Kissen an die dreißig Nadeln jeder Größe, da lagen Zwirnknäuel verschiedener Feine und Farbe, und die beiden Teile des Aermlings, wie werden die zusammengetan? Ich warf fragende Blicke auf den Meister; aber der tat nicht, als wisse er mehr als ich. So hub ich denn an, legte den Lodenstoff aufs Knie und machte einen Stich. Der Faden schlüpfte durch, der erste Stich war mißlungen. Tief erglühend forschte ich der Ursache nach und kam endlich darauf, daß von mir vergessen worden war, in den Faden einen Knoten zu machen. Ich schlang also mit großer Mühe ein Knötlein und nähte hierauf mit Erfolg, aber auch mit Hindernissen. Es verwand und verdrehte sich der Zwirn, es staute sich die Nadel am Finger, es verschob sich das Zeug und ließ sich im Zuge hoch in die Lüfte ziehen, es riß sogar der Faden.

Als ich ein paar Stunden so herumgenäht hatte, ohne daß mein Meister auch nur eine Silbe zu mir gesprochen hatte, und als ich endlich mit dem Aermling fertig zu sein wähnte und mit dem Auge fragte, was nun zu beginnen sei, antwortete er: „Jetzt trenne den Aermling wieder auf bis auf den letzten Stich und ziehe die Fäden sauber aus. Achtung geben mußt nur, daß du den Stoff nicht anschneidest.“ Als ich das mit Angst und Schmerz getan hatte und die Teile in seine Hand gegeben hatte, ließ er von seiner Arbeit ab und sprach zu mir folgendes: „Ich habe nur sehen wollen, wie du die Sache angreifst. Just nicht ungeschickt, aber den Loden muß man zwischen Knie und Tischrand einzwängen, sonst liegt er nicht still. Später, wenn du es einmal kannst, wird er wohl auch ohne Einzwängung stilliegen, so wie bei mir da. Auf den Finger mußt du einen Fingerhut stecken, sonst kriegt deine Hand gerade so viel Löcher wie der Loden. Den Zwirn mußt du mit Wachs glätten, sonst wird er fransig und reißt. Die Stiche mußt du so machen, daß keiner hinter dem andern reitet, das heißt man Hinterstiche, sonst klafft die Naht. Die Teile mußt du so zusammennähen, daß du sie nicht wieder von einander zu trennen brauchst, und gibt es doch einmal zu trennen, so mußt du kein saures Gesicht dazu machen! Empfindlich sein leidet unser Handwerk nicht. Jeder Ochsenknecht wird dich ausspotten und wird dich fragen, ob du das Bügeleisen bei dir hättest, daß dich der Wind nicht forträgt, und wird, so lange er deiner ansichtig wird, wie ein Ziegenbock meckern. Laß ihm die Freud und geh still und sittsam deiner Wege. Ein gescheiter Mensch schämt sich nicht seines ehrlichen Handwerks, und ein dummer vermag es nicht zu lernen. Der Schneider studiert nie aus; jede Kundschaft hat einen anderen Leib, jedes Jahr hat eine andere Mode; da heißt's nicht bloß zuschneiden und nähen, da heißt's auch denken, mein lieber Bub; aus einem tüchtigen Schneider ist schon manch hoher Herr hervorgewachsen. Der große Feldherr Derfflinger ist ein Schneider gewesen. Deswegen, wenn du in dir wirklich die Neigung empfindest zu diesem Stande, so will ich dich lehren, was ich selber kann.“

Ich nickte dankend mit dem Kopfe. Beim Weggehen sagte der Alpenhofer zu mir: „Schneider werden, wie ist dir denn das eingefallen? Alleweil in der finsteren Stube sitzen; in den meisten Häusern lassen die Leute nicht einmal Luft zu den Fenstern herein. Wenn du meinst, daß du für die Bauernarbeit zu schwach wärst, hättest du nicht können Almhalter werden oder so was, wo du auf freier Weid gewesen wärest? Jetzt bist du einmal Schneider, so bleib dabei und schick dich, und wenn dir das Kreuz weh tut vom vielen Sitzen, so denk an den da droben, der will's haben, daß der Mensch mit Müh und Fleiß sein Brot verdient. Nur alles schön mit Willen und Geduld, dann wird's schon gehen. In meinem Hause hat's heut angefangen, so bin ich dir der Pate fürs Handwerk, und wenn du ein Anliegen hast oder eine Klag, so komm zu mir!“

In meiner Lehrzeit gab's wenig zu klagen; ich hätte mein Anliegen dem Alpenhofer auch nicht vorbringen können; denn der gute Mann ist schon fünf Wochen nach meinem Eintritt ins Handwerk gestorben.

seinen eigenen, von Willkür mehr oder weniger geleiteten Händen trägt, sondern daß sie abhängt von der loyalen Beachtung dieser selbst eingegangenen Bindungen und Verträge. **Heute gibt es für den Faschismus kein Zurück mehr zur früheren Selbstherrlichkeit.** Niemand zeigt dies deutlicher als die heute noch zähneknirschenden ultrafaschistischen Gruppen. Während der letzten Jahre, die im Zeichen der beginnenden Annäherung des Quirinals an den Vatikan standen, hat Mussolini wiederholt Zeichen von Selbstbeherrschung und Maßhaltung gegeben, indem er faschistische Intransingenten, selbst wenn sie zu den führenden Kreisen seiner eigenen Partei gehörten, rücksichtslos opferte und fallen ließ, wenn es galt, die mühsam eingeleiteten Verhandlungen mit dem Vatikan zu sichern. Jeder weiß, daß auch heute die faschistische Presse, was die Darlegung der Beziehungen zum Vatikan betrifft, unter strenger Zensur steht. Der fanatische „Impero", der die oben stehenden anmaßenden Worte schrieb, wurde bisher von der äußersten Strenge der Mussolinischen Zensur mehr oder weniger verschont, um den ultrafaschistischen Kreisen, zu denen Mussolini heute selber nicht mehr ganz zu gehören scheint, bei der Stange zu halten. Die Bedeutung des „Impero" und einiger anderer blindlings ultrafaschistischen Provinzblätter darf nicht überschätzt werden. Gewiß entspricht der wilde Kampfgeist, der aus diesen Spalten spricht, viel mehr dem Wesen des Faschismus, als die durch die Zensur gemilderte Art der anderen Blätter. Aber es ist doch noch sehr fraglich, ob Mussolini identisch ist mit dem von ihm selber halb und halb geduldeten „Impero". Es gibt im Faschismus bereits mehrere Strömungen, die miteinander ringen.

Wie dem auch immer sei, eines steht fest: **die Schicksalsstunde des Faschismus und nicht etwa die des Vatikans hat geschlagen.** Wird es dem Duce gelingen, auch in dieser schwersten Stunde, die ihm jetzt bevorsteht, diejenige Selbstdisziplin und Autorität über seine wilden Scharen zu behalten, die die Zukunft seines Systems unwiderruflich jetzt von ihm fordert?

Man hat außerhalb Italiens behauptet, mit Mussolinis Person falle die Entscheidung über den Fortbestand des Faschismus, man meinte damit, daß nach seinem Tode erst die Schicksalsfrage des Faschismus akut werde. Heute ist die Situation eine andere. Nicht der Tod Mussolinis, sondern seine Handlungen und Unterlassungen der nächsten Wochen und Monate werden über die Zukunft und Lebensfähigkeit des faschistischen Systems entscheiden. Noch weiß niemand, was die Stunde bringen wird. Oft rollt das Rad des Schicksals schneller, als Menschenmeinung vorhersehen kann. K. L.

Die Insel des Paradieses.

Von Anton Lübke.

Nachdruck verboten.

Man hat Ceylon die Wiege des Paradieses genannt, die Insel, wo die Menschen einst in Herrlichkeit lebten und dann ihr Glück verloren. Wem es vergönnt war, auf diesem Eiland einige Zeit zu verweilen, der kann mit Recht sagen, ein Stück Paradies auf Erden gesehen zu haben. Die Sonne welche die Insel mit ihrer immensen Kraft befruchtet, weckt starkes Leben zu herrlicher Blüte und Frucht, und das, was sie heute zum Leben erweckt, verurteilt sie morgen wieder zum Untergang. In diesem ständigen Wechsel von Werden und Vergehen, in diesem ewigen Wechselspiel der Natur, in dieser glutvollen Retorte natürlichen Geschehens, gestalten sich Wunder auf Wunder und reifen Dingen zu köstlicher Farbe, Geruch und Geschmack.

In unendlicher Zahl, auf hochragendem Wipfel und schlankem Stamm ist die Insel mit der Kokospalme bestanden. Jener prachtvolle Wunderbaum trägt viermal im Jahre Früchte und gibt den Eingeborenen eine unversiegbare Einnahmequelle. Bis zur letzten Faser sind die Produkte dieses Baumes verwendbar. Der Stamm gibt ein gutes Holz, das für Bauten Verwendung findet. Die dichten großen Blätter benutzt der Eingeborene zu Flechtwerk und Bedeckung seiner Häuser. Er zapft den Blütenkolben gehaltreichen Saft ab, der zur Bereitung von Toddy und Arrak dient. Die Frucht selbst ist die reichste Quelle aller möglichen Produkte. Die äußere faserige Hülle ist das Rohprodukt für Matten und Stricke. Die harte Schale dient als Kohle und zur Bereitung von Lichtgas. Zu kunstvollen Erzeugnissen und zum Auffangen der Gummimilch am Stamm des Gummibaumes werden sie gleichsam verwendet. Das Haupterzeugnis gewinnt man aus dem weißen Fleisch und der Milch. In einer großen Zahl von Fabriken wird das Fleisch zu Oel, Palmschnitzeln und Viehfutter gepreßt. In großen Schiffsladungen wandert dann das Rohprodukt nach Europa, um dort in der Fett- und Seifenindustrie weitestgehende Verwendung zu finden.

Eine gleich reiche Nahrungsquelle für die Insel ist der Gummi- und Teebaum. Ersterer liefert die wertvolle Gummimilch, die durch besondere Verfahren verdickt wird und dann zu Rohgummi verarbeitet wird. Der ceylonesische Tee erfreut sich besonderer Beliebtheit, hauptsächlich seitdem statt des Kaffees, der seinerzeit durch einen schädlichen Pilz am Gedeihen verhindert wurde, der Teebaum immer mehr angepflanzt wurde. Unendlich reichhaltig ist das andere Pflanzenleben der Insel, sowohl hinsichtlich des Nutzens, als auch hinsichtlich üppiger Pracht und Farbe. In dunkelbrauner Tönung leuchten aus dichtem Blättergewirr die schweren Kakaofrüchte, Pfirsichgelb und zahlreich hängen in dunklem Gebüsch die aromatisch duftenden Muskatnußfrüchte, Pfeffer und Zimt sind für den Pflanzer neben den genannten Haupterwerbszweigen wertvolle Ernteprodukte.

Der Reichtum an Palmen ist für die Insel charakteristisch. Neben der Kokospalme, deren Zahl in Ceylon 10 Millionen beträgt, ist die Palme in alle Arten zu finden. Die schlanke kerzengrade Arekapalme hat für ganz Indien besondere Bedeutung. Aus ihren Früchten gewinnt der Eingeborene die Arekanuß, die er für seinen Betel zum Kauen gebraucht. Sie hat neben ihrer reinigenden Wirkung die Eigenschaft, die Zähne und das Mundfleisch blutrot zu färben. Die wundervolle Talipotpalme zeichnet sich durch ihre riesengroßen zähen Blätter aus, die gerne zum Hausbau, zu Regenschirmen und Schreibpapier verwendet werden. Einmal in ihrem 70 Jahre langen Leben treibt sie eine 10 Meter hohe Blütenstaude, dann stirbt sie. Ein Baum mit säulenartigem, oben sich verdickendem Stamm ist die Palmyrapalme. Eine Baumkrone, wie ein großer gespreizter Fächer hat die Ravenalapalme, in deren Hohlräumen der Blattscheiden sich trinkbares Wasser ansammelt.

Reich ist auch die Zahl anderer tropischer Fruchtbäume. Die Banane, welche auf demselben Flächenraum 133mal mehr Nahrung erzeugt als Weizen, ist eines der beliebtesten Nahrungsmittel der Eingeborenen. Bis in das kleinste Gärtchen des Urwaldbewohners findet man die breitblättrige Bananenstaude. Der Jackbaum, eine Spielart des Brotfruchtbaumes, trägt gewaltige kürbisartige, grüne Früchte bis hinab zum Stamm. Eine der wohlschmeckendsten Früchte ist die Mangofrucht, die in gelber Schale ein Fleisch von höchster Zartheit birgt. Zahlreich sind die herrlichen Blütenbäume, unter denen dem Reisenden der wundervolle Tulpenbaum, die flammenblütige Spathodee und der Pappelhibiscus besonders auffallen. In den wohlgepflegten Gärten der Europäer und in dem prachtvollen botanischen Garten bei Kandy, der einer der schönsten Gärten der Welt ist, findet man den ganzen Reichtum tropischer Pflanzenwelt versammelt. Ich zählte einmal in einem Privatgarten der alten singalesischen Königsstadt Anuradhapura 344 verschiedene Bäume.

Ebenso reich wie die Pflanzenwelt ist das Tierreich. In den dichten Dschungelwäldern, welche heute noch einen großen Teil der Insel bedecken, haust noch der König der Jagd, der Elefant, der heute noch von Zeit zu Zeit in großangelegten Jagden in ganzen Herden gefangen wird. Zahlreich sind die Wasserbüffel, die in den Sumpfgebieten der Urwälder hausen. Panter, Bären, Wildschweine, Schleichkatzen, fliegende Füchse, Affen, Schlangen, Schildkröten und Krokodile haben in den dichten Urwälern ihre Heimat. Die Baumkronen der Bäume beleben zahlreiche bunte Vögel, bunte Schmetterlinge, von denen manche groß sind wie eine Hand, flattern in großer Zahl durch den heißen flimmernden Tag. Nachts, wenn Zecken, Zirpen, Heimchen und Nachtvögel ein ohrenbetäubendes Konzert beginnen, leuchtet das Dunkel in märchenhafter Pracht auf von der großen Zahl Leuchttierchen.

Wie kein anderes Land der Erde, ist Ceylon mit einem außerordentlichen Reichtum an Edelsteinen gesegnet. Ratnapura, gelegen an der schmutziggelben Kola Ganga, in der letzten Zeit heimgesucht durch die Cholera, ist die Fundstätte der meisten Edelsteine, unter denen der prachtvolle weiße Saphir an erster Stelle steht. Berühmt von altersher ist die Ceylonperle, die aus der Austernmuschel bei dem kleinen Oertchen Marichchukkadi gefunden wird. In den letzten Jahren ist die Perlenfischerei nicht mehr so ertragreich, auch sind die Perlen bei weitem nicht mehr so kostbar, wie beispielsweise die Perlen vom persischen Golf.

Die eingeborene Bevölkerung setzt sich aus sechs verschiedenen Rassen zusammen. Die Weddas, die man als das älteste Kulturvolk der Erde bezeichnet, nähren sich mittels Bogen und Schlinge in den Urwäldern nur von der Jagd. Es sind sehr scheue Menschen, klein und von dunkler Hautfarbe. Ab und zu treiben sie Handel mit den Singalesen, indem sie wilden Honig oder Wildbret am Waldesrand niederlegen und dann ein Modell des dafür gewünschten Gegenstandes beifügen. Die Singalesen sind das älteste Kulturvolk der Insel, die einst eine bedeutende Rolle auf Ceylon spielten, ehe vor hundert Jahren die Engländer kamen und der verkommenen Königsherrschaft in Kandy ein Ende machten. Eine besonders geschätzte Rasse sind die Tamilen, die aus Südindien stammen. In Colombo findet man sie als Kuli und besonders als Führer der Rikschas, die als Personenbeförderungsmittel gebraucht werden. Dann gibt es noch die Moors, welche sich zur mohammedanischen Religion bekennen, und als Händler und Geldverleiher in den Städten wohnen. Als Burgher bezeichnen sich die Mischlinge aus Verbindungen von Europäern und Eingeborenen.

Als Touristenland ist Ceylon unvergleichlich. Wenn in Europa sich der kalte Winter eingestellt hat, dann kommen die Touristen in großen Scharen zu der Insel. Dann freuen sich die Schmuckwarenhändler, die ihre Ware nicht billiger verkaufen als die europäischen Juweliere, trotzdem ihnen die Edelsteine zuwachsen wie Sand am Meere. Auch freuen sich die Hotelbesitzer, die ihre Preise nicht hoch genug schrauben können und glauben, ein Anrecht darauf zu haben, dem Fremden den Aufenthalt auf der Insel durch eine skrupellose Ausbeutung verärgern zu müssen. Auf gleicher Stufe stehen die Chauffeure, denen es gar nicht darauf ankommt, für eine Tagestour 150 Mark und mehr zu fordern. Jeder will in diesem Lande schnell reich werden. Der Fluch des Materialismus scheint auf dieser Paradiesesinsel sein besonderes Gepräge zu haben, der sich in den krassesten Formen, besonders auch in sozialer Hinsicht, äußert.

Gedichte von Kindern.

Am Abend.

Eh' die Sonne schlafen geht,
Küßt sie alle Blumen fein,
Streichelt Blatt um Blatt im Walde,
Heißt die Vögel stille sein.

Küßt auch alle lieben Kinder
Auf die kleinen, flinken Hände,
Auf die großen, lust'gen Augen
Und ihr Spiel nimmt rasch ein Ende. K.

Der Abendstern.

Der Abendstern guckt lieb und lind
In eins der Fensterlein,
Ob da noch liegt ein braves Kind
In seinem Bettchen fein.
Das sieht er ja dann gar zu gern
Der liebe gute Abendstern. St.

Unser Kätzchen.

Ein kleines Miezekätzchen,
das haben wir im Haus.
Es hat schön weiche Tätzchen
und sieht gar niedlich aus.

Wir spielen manche liebe Zeit
solange es uns eben freut.
Doch endet dann des Tages Lauf,
so hören wir zu spielen auf.

Dann liegen wir im Bette
und schlafen um die Wette.
Doch morgens früh um sieben
da werd' ich rausgetrieben.

Und wie ins Nest ich morgens schau
da hör ich schon miau, miau.
Es liegen drin schön mollig
drei Kätzchen, lieb und drollig. P.

Klaus Groth.

Zum 30. Todestage des plattdeutschen Dichters; gestorben am 1. Juni 1899.

Von Klaus Feuchtwanger.

Nachdruck verboten.

Wir stehen heute mundartlichen Dichtungen skeptisch gegenüber. Wir wittern hinter dem Deckmantel des Dialekts — denn wir glauben immer, daß Dialekt in der Dichtung ein Deckmantel sein muß — plumpen Scherz und rohe Possensprache. Besonders das Niederdeutsche nimmt eine nicht geachtete Stellung ein. Bereits vor ungefähr 90 Jahren verschwand das Platt in den niederdeutschen Städten. Es schien zur Sprache des Gassenvolkes und zur possenhaften Ausdrucksweise herabzusinken, die man nur gebrauchte, um darüber zu lachen.

Klaus Groth, der unwillig war, daß man sich in seiner Heimat des Platts zu schämen begann, verschaffte besonders durch seinen „Quickborn" dem Platt seinen durchaus berechtigten Platz in der Literatur; sein Werk setzte später Fritz Reuter fort.

Groth wurde 1819 in einem Dorfe im Dithmarschen, Heide, geboren. Sein Vater war Müller, seine Mutter verlor er früh. In seiner Jugend lebte er in gesunder, frischer Umgebung, auf der Mühle seines Vaters. Im Gegensatz zu seinem großen Landsmann Hebbel, der seine Jugend als Hölle bezeichnete, erinnerte sich Groth noch als Achtzigjähriger mit Freude an seine Kindheit. Schon als Junge war er ein beliebter Märchenerzähler. Im Alter von 16 Jahren kam er zum Kirchspielvogt in Heide. Dort nahm ihn sein Amt nicht allzusehr in Anspruch, und er fand Zeit genug, wissenschaftliche und dichterische Bücher aus der Bibliothek seines Vorgesetzten zu studieren und die Lücken seines Wissens auszufüllen. Schon damals erfüllten ihn dichterische Pläne. Zunächst wurde er nach dreijähriger Vorbereitung auf dem Seminar zu Tondern Lehrer an der Volksschule in Heide. Während dieser Zeit bildete er sich mit vieler Mühe auf naturwissenschaftlichem, sprachlichem und musikalischem Gebiet aus. Später zwang ihn ein Nervenleiden zur Niederlegung seines Amtes. Er lebte sechs Jahre völlig zurückgezogen auf der Insel Fehmarn, wo der „Quickborn" entstand, das Werk, das den Dichter berühmt machte. Ein Reisestipendium des Königs von Dänemark ermöglichte es ihm, eine Reise durch Deutschland zu unternehmen. Auf dieser Reise, besonders in Dresden und Bonn, lernte er bedeutende Männer der Kunst und der Wissenschaft kennen. Groth siedelte 1858 nach Kiel über. Er wurde zunächst Privatdozent, später Professor für deutsche Literatur an der Kieler Universität; doch ließ ihm seine Tätigkeit reichlich Muße, zahlreiche Erzählungen und Gedichte zu schreiben. Als Achtzigjähriger starb er im Jahre 1899.

Werke: Quickborn, 1. Teil (1852), enthaltend neben anderem: Foer de Goern, Ut de ol Krönk, Min Jehann, Familjenbiller, Ut de Marsch. Quickborn, 2. Teil (1871): De Heisterkrog, Meister Lamp un sin Dochter, Rotgeter un andere. — Ut min Jungsparadies, plattdeutsche Erzählungen (1876). Vertelln (plattdeutsche Prosa-Erzählungen): Um de Heid, Wat en holstenschen Jung drömt, Trina und andere. — Hundert Blätter, hochdeutsche Gedichte (um 1854). Lebenserinnerungen (1891).

Das Hauptwerk seines Lebens ist der „Quickborn". Unter „Quickborn" versteht man einen immerfließenden Born, eine sprudelnde, jugendspendende Quelle. So eine Quelle wurde auch Groths Buch. Der erste Teil enthält ernste und heitere Lieder, Balladen, Kinderlieder und Naturbilder. Der zweite Teil enthält neben ähnlichen Liedern und Gedichten eines der schönsten Gedichte Groths: De Heisterkrog, ein ziemlich langes Gedicht in fünffüßigen Jamben. In seinem „Quickborn" wollte er das Leben in seiner Heimat schildern, das Leben des kleinen, bescheidenen Mannes in seiner Heimat, sein einförmiges Dasein, seinen Besitz, seinen Garten, seinen Hühnerhof; den kleinen Mann, für den nach Groths Meinung selbst in Goethes „Hermann und Dorothea" kein Raum ist. Und nach seiner Meinung ist der heimatliche Dialekt ein wichtiges Mittel, um die besondere Denkweise und den eigenartigen Charakter der Menschen seiner Heimat eindringlich und wahrheitsgetreu zu schildern.

Groth steht übrigens nicht allein da mit seiner Ansicht. Ein moderner Sprachforscher, Max Müller, sagt: „Die Mundarten sind stets mehr Quellbäche als Nebenkanäle der Literatursprache gewesen." Turnvater Jahn erklärt: „Ohne Mundarten wird der Sprachleib zum Sprachleichnam", und Hebbel urteilt über das Niederdeutsch speziell: „Man soll plattdeutsch sagen, was sich nur plattdeutsch sagen läßt."

Die seltsame Stunde.

Novellette von Harry Wien.

Nachdruck verboten.

Der Chef sitzt da und rührt den Stapel Briefe nicht an, den Sturre, der Lehrling, ihm aus dem Nebenzimmer gebracht. Der Chef sitzt da, groß, schwer, breitschulterig, graues wildes Haar um den breiten Schädel, und starrt durch das Fenster. Seine Hand liegt auf der Schreibtischplatte. Es ist eine sonderbare Hand. Gar keine Hand, wie man sie an diesen schweren, massigen Körper erwartet, sondern eine gelöste, fremde Hand mit überraschend schmalen Fingern, die auch in der Tönung der Haut von der purpurnen Vollblütigkeit des Gesichtes absticht. Es sieht so aus: selbst Sturre, dem Lehrling, kommt der Gedanke — es sieht so aus, als wären der Chef und die Hand zweierlei, und weder der Mensch noch die Hand wüßten im Grunde, was sie miteinander zu tun hätten.

Der Chef starrt noch immer durchs Fenster. Sturre begreift das nicht. Was sieht er nur an der Erde, die hier grün ist, dort braun, hier glatt, dort aufgerissen, mit ein wenig Wiese und Baumwuchs und einem krumm sich dahinschlängelnden, trübe flimmernden Flüßchen in der Ferne? Hat Sturre sich nicht verhört? Er meint, der Chef habe geseufzt. Das wird ihm unheimlich. Und da der Chef gar nichts sagt und sich nicht rührt, meint Sturre, daß er sich wieder an seinen Arbeitsplatz ins Nebenzimmer begeben kann. Aber während er die Briefe in den Leitzordnern registriert, beobachtet er durch die Glastüre hindurch, die der Chef hat anbringen lassen, um mit einem Blick die Arbeitsräume übersehen zu können, noch immer den Schweigsamen drinnen; und auf einmal fällt ihm auf, wie plötzlich der Mächtige auf eine wahrhaft erschreckende Weise gealtert ist. Solche Vertiefungen, Einsenkungen waren sonst nicht an den Schläfen. So eisengrau nicht das Haar. Und so zerknittert sah die Haut nicht aus, die jetzt durchzogen ist wie von Rissen und Sprüngen. Nur die Hand, die so sonderbar aussieht, ist nicht gealtert. Sie erscheint so hell und jung, als wären alle die Bisse, die Streiche, die finsteren Elemente des Lebens, die den Kopf und den mächtigen Körper dort angefallen, schonend über sie hinweggegangen.

Der Chef aber, der durchs Fenster blickt, kann das Auge nicht lösen von dem Lande draußen. Er erinnert sich jetzt, daß er es anders gekannt hat. Hoch stand das Gras. Vieh weidete in den saftig schimmernden Flächen. Aecker waren da. Baumblüte. Strauchobst. Ueppig quoll die Natur. Sie blühte, sie summte, sie gab Duft, Saft, Frucht. Sie war so unberührt und rein, wie eben gekommen aus des Schöpfers Hand.

Da war das Gericht über sie hereingebrochen, der Untergang, die Vernichtung. Er hatte sich genaht. Ihm waren die Holzhauer gefolgt, die Handwerker, die Ingenieure, die Architekten. Das Gras wurde ausgerodet. Die Aecker brach gelegt. Das Vieh vertrieben. Der Boden umgegraben. Die Mauern wuchsen. Die Fabriken bauten sich auf. Aus ihren vielen Schornsteinen zogen die schwarzen Rauchfahnen über den reinen Himmel. Die Vögel flüchteten. Blumen entfalteten sich nicht. Der Lärm, der Stank, der Stein seiner Fabriken hatte aus blühendem Land, dem Garten Eden gleich, Oedland gemacht.

Gut, daß Sturre nicht ahnen konnte, daß der Chef dachte: „Was bin ich denn eigentlich anders als ein Mörder? Wie konnte ich das Leben, das hier wuchs, atmete, prahlte, duftete, hinmorden um des Geldes willen, um meines Ehrgeizes willen? Wer gab mir das Recht dazu? Wie würde es mir gefallen, wenn ein anderer käme, um mir zu irgendwelchen Zwecken, die ihm dienlich wären, Atem, Herzschlag zu nehmen?"

Gut, daß Sturre von diesen Gedanken nichts hörte. Was für eine Meinung hätte er von seinem Chef bekommen sollen?

Der Chef hat die Fabrik verlassen und ist nach Hause gegangen.

Sturre hatte den Kopf geschüttelt und ihm nachgestarrt. Aber nicht nur Sturre, sondern alle Angestellten, bis zum Portier hinab die gesehen haben, daß der Alte die Fabriken verläßt, die noch im vollen Betrieb sind, lange bevor der Feierabendpfiff erklungen. Dies ist nicht geschehen, solange man zurückdenken kann. Der Chef saß schon da, wenn man morgens kam, und der Chef war noch da, wenn man nachmittags ging, und wenn in dem großen Hauptgebäude auch schon alle Fenster dunkel waren, oft, wie oft war „jenes Fenster noch erhellt, in dessen Zimmer der Chef arbeitete. „Er ist krank," flüsterten die Angestellten sich zu, und der Portier, selbst ein alter Mann, murmelt, als er dem Davongehenden nachschaut: „Jeden packts einmal! Auch einen wie diesen, von dem mans nicht geglaubt . . ."

Irmgard, die Frau, schaut erschrocken auf, als der Gatte zu so ungewohnter Stunde heimkommt. Sie ist reich gekleidet, hängt aber so schmal und verblüht in den kostbaren Gewändern. Ihre Händchen, an denen die Ringe blitzen, sind müde, ohne wirklich Arbeit zu kennen. Der Chef mußte die Frau immer ansehen, während sie die Mahlzeit einnehmen. Und es kommt ihm zum Bewußtsein, daß sie gar nicht glücklich aussieht, sondern belastet, behängt, als wäre ihre eigentliche Natur umgebogen, die bestimmt gewesen, sich auf ganz andere Weise zu entfalten. Und er denkt: „Wie war sie blond, wie war sie jung, wie war sie leicht, hüpfend, beschwingt, beseelt, als ich sie kennen lernte. War sie nicht wie eine kleine Libelle? Wie ein Stückchen Sonnenstrahl? Wie eine Wolke, die so hoch, so leicht dahinzieht, als wolle sie die Erde niemals berühren? Aber ich habe sie hinabgestoßen. Sie hat sich formen müssen, nach dem Bilde, nach dem ich sie geformt haben wollte. Nichts an ihr ist jener mehr ähnlich, die mir entgegentrat, als ich sie zum ersten Male in ihres Vaters Garten sah.

„Warum höre ich dich nie mehr singen, Irmgard?", fragte er plötzlich, als er nach der Mahlzeit seine Zigarre raucht.

Irmgard blickt verwundert auf.

„Dies ist im Laufe der Zeit so langsam eingeschlafen," sagt sie. „Man hat so viel anderes zu tun, die vielköpfige Dienstbotenschar will regiert sein. Die Damen der Wohltätigkeitsvereine kommen Tag für Tag mit ihren Anforderungen. Großer Reichtum bringt eben viele Verpflichtungen. Aber, wenn du gerade Lust hast, Gesang zu hören, kann ich ja ein Liedchen singen."

„Ich bitte dich darum, Irmgard," sagt er beglückt.

Sie geht zum Klavier. Sie schlägt die Tasten an und singt. Er senkt den Kopf ganz tief und rückt sich weiter ins Dunkel, daß man den Ausdruck seiner Züge nicht sieht. Du lieber Gott, diese eingerostete, halb gebrochene, ungepflegte Stimme! Und sie sang einmal so rein, so hell, so voll Wohllaut, daß man die Nachtigall selbst zu hören meinte, wenn sie sang.

Und er dachte: „Dich habe ich erdrückt und hingeopfert wie das blühende Land, das jetzt Oedland ist . . ."

Er hat sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen und müde auf den Bettrand gesetzt. Ihm gegenüber ist der große Spiegel. Er schaut hinein. Da sieht er auf seinem Knie, auf dem dunklen Stoff seines Beinkleides, seine rechte Hand liegen: zart, hell, schmächtig fast im Gegensatz zu der übrigen breiten Körpergestalt. Er hebt sie empor und führt sie dicht vor seine Augen. Und als er auf die sensiblen Finger blickt, da fällt ihm ein, daß in seinen ersten Jünglingsjahren diese Hand gezeichnet hat, gemalt, daß sie beglückt war, das Oval eines Gesichts, den Umriß einer Landschaft, die Silhouette eines Tierkopfes zu entwerfen. Aber da war über dieser Hand das kluge Gehirn, das sagte: „Künstlerchen — Hungerjahre!" Und er stellte sich um. Und langsam kam der Aufstieg, und schließlich bekamen seine Fabriken Weltruf. Aber in dieser Stunde dünkt es ihm: die Hand klage ihn an; und es war ihm, als habe er unersetzlich Wertvolles verloren, weil er ihr das Leben nicht gab, das die Seele ihrer Fingerspitzen verlangte. Und er dachte: Ich habe nicht nur das Land gemordet, ich habe nicht nur die Frau hingeopfert, ich habe mich auch selbst betrogen, und um mein Bestes gebracht . . ."

Als Sturre am nächsten Tag den Chef durch die Glastür betrachtet, sieht er, dem fliegt die Arbeit wie sonst von der Hand. Nein, nicht wie sonst. Sturre meint: so habe er den da drinnen noch nie schaffen sehen; so intensiv, so verbissen, so eingegraben in Werk und Tat. Und fortan ist der Chef stets, wie man ihn seit jeher gekannt. Und niemand merkt, daß er soweit es möglich ist, es ängstlich vermeidet, den Blick zum Fenster hinauszusenden.

Verantwortlich: E. Heitjan, Saarlouis, Politik, Kultur- und Wirtschaftspolitik, Handel, Feuilleton. J. Habedank, Dillingen; Kommunal- u. Sozialpolitik, Lokales, Provinz, Sport. Peter Frey, Anzeigen- und Reklameteil.

Druck und Verlag: Saar-Zeitung, A.-G. für katholische Interessen. Saarlouis, Kleiner Markt 1.

Neues von der Mode

G 1686 Sommerkleid aus gemustertem Voile. Die weiße Rockbiese, die Täschen und den ausgebogten Ärmeln begrenzt blaue Einfassung. Passende Kragenschleife. Lyon-Schnitt, Größe 44 (Großer Schnitt).

SK 143 [illegible] Dirndlkleid aus einfarbigem und gestreiftem Leinen. Am Rockansatz gereihtes Schößchen. Ziersticke begrenzen die Ränder. Lyon-Schnitt, Größe 42 und 46 (Großer Schnitt).

G 1685 Sommerkleid aus bedrucktem Voile mit weißem [illegible]. Der vorn glatte Rock [illegible] mit rückwärtiger, seitlicher [illegible] an die glatte Bluse. Lyon-Schnitt, Größe 44 (Großer Schnitt).

Für die Sommerfrische

Keine Frau möchte auf Reisen sich viel mit der Instandhaltung ihrer Garderobe befassen — und möchte doch immer nett und adrett gekleidet sein. Die paar duftigen Seiden- und Voilekleider sind dem Nachmittag und Abend allein vorbehalten, der Vormittag verlangt spezielle, denkbar einfache Kleider aus einem waschbaren, möglichst indanthrengefärbten Stoff! Am praktischsten ist natürlich das Dirndlkleid, das stilechte, ganz einfache, das aus geblümten Satin oder Kattun mit weitem Rock und glatter, vorn geknöpfter Bluse gearbeitet wird, und das elegante aus phantastisch gemusterter Seide, das durch seine Aufmachung nur gar zu deutlich die Städterin verrät! — Garnierungen sind am Dirndlkleid selbstverständlich nur in sehr sparsamen Ausmaßen vertreten. Ein wenig Bandbesatz und einige farbige Knöpfe — das ist meist alles. Solch ein Kleidchen soll eben nur durch einen farbenfrohen Stoff und eine kleidsame Schnittform wirken; alles übrige, alles Gewollte und Elegante, würde den Stil bestimmt verderben! — Sie sind nun aber sicher nicht jedermanns Geschmack, diese Dirndlkleider, trotzdem sie praktisch, jugendlich und schmeichelhaft sind. Viele Frauen fühlen sich in der ländlichen Tracht durchaus deplaziert. Für sie bringt die Mode etwas anderes: ganz einfache „Sommerfrischenkleider", die gleichfalls aus bedrucktem Waschstoff gearbeitet werden und die in ihren frischen, frohen Farben so recht in eine lachende sommerliche Landschaft passen. — Zu allen Modellen sind Lyon-Schnitte erhältlich.

A. K.

SK 145 Jugendliches Dirndlkleid aus buntgemusterter Seide mit schlichter Bluse und weitem Rock. Schwarzes Band bildet den hübschen Besatz. Lyon-Schnitt, Größe 42, 44, 46 und 48 (Großer Schnitt).

Schnittmuster in allen Größen sind erhältlich bei G. Selten und L. Marx, Saarlouis und Weyand Wwe., Dillingen.